

Gottesdienst vom 24. September 2023

Text: Jeremia 14, 1-9

Thema: Zukunft und Hoffnung für Mensch und Tier (SchöpfungsZeit)

Mit Taufe von Henrik Simone Pianezzi

Pfrn. Regula Schmid

Lesung: Jeremia, 14, 1-9

1So sprach Gott zu Jeremia,
als eine grosse Dürre über das Land gekommen war:
2Juda trauert,
und seine Tore sind verfallen,
trauernd sind sie zu Boden gesunken,
und Jerusalems Schreie steigen empor.
3Und ihre Mächtigen schicken ihre Diener nach Wasser,
sie kommen zu den Zisternen,
sie finden kein Wasser,
sie kehren zurück, ihre Krüge sind leer,
sie stehen in Schande und sind beschämt
und verhüllen ihr Haupt.
4Wegen des Ackers voller Risse,
weil kein Regen auf das Land fiel,
stehen die Landarbeiter in Schande da,
haben sie ihr Haupt verhüllt.
5Sogar die Hirschkuh auf dem Feld:
Sie verlässt das Junge, das sie geworfen hat,
denn da ist kein Gras.
6Und Wildesel stehen auf kahlen Höhen,
wie die Schakale schnappen sie nach Luft,
ihre Augen sind erloschen,
denn da ist kein Kraut.

Und Jeremia und das ganze Volk antworteten:

7Wenn unsere Vergehen gegen uns zeugen,
Gott, so handle, um deines Namens willen!
Oft sind wir treulos gewesen,
wir haben gesündigt gegen dich!
8Du, Hoffnung Israels,
sein Retter in der Zeit der Not!
Warum bist du wie ein Fremder im Land
und wie ein Wanderer, der einkehrt, nur um zu übernachten?
9Warum bist du wie ein Hilfloser,
wie ein Held, der nicht helfen kann?
Du bist doch in unserer Mitte, Gott,
und dein Name ist ausgerufen über uns!
Verlass uns nicht!

Predigt

Liebe Gemeinde,
wenn ich die Zeitung aufschlage, wenn ich Radio höre, wenn ich mit engagierten Zeitgenossen spreche, dann kommen sie mir überall entgegen, die schlechten Nachrichten: Überschwemmungen in Marokko und Libyen, Erdbeben in der Türkei und in Syrien, Dürren und

Waldbrände in Kanada, Kenia und auch im Wallis. Und überall kommt mir entgegen, was ich tun sollte: Weniger Auto fahren, weniger heizen, weniger Fleisch essen, nicht fliegen und vieles mehr.

Auch wir als Landeskirchen denken, sprechen und handeln mit. In diesen Wochen feiern wir die Schöpfungszeit mit dem Thema „Für das Klima hoffen, heisst handeln“, dann kommt Mission 21 mit ihrer Adventskampagne, und dann ist schon wieder Passionszeit mit der ökumenischen Fastenkampagne.

Junge Menschen kleben sich auf dem Boden fest, und ältere sammeln Unterschriften für die Schöpfungsinitiative der Zürcher Landeskirche.

Ich höre zu und spreche mit, bin mit vielem auch ganz einverstanden und möchte meinen Beitrag leisten – und doch gehen bei mir nur zu oft innerlich die Fenster und die Türen zu, ich spüre in mir Ärger, Überdross und Hilflosigkeit. Ob es Ihnen manchmal auch so geht? Ich weiss ja von vielen von Ihnen, dass auch Ihnen der Umweltschutz und der Frieden am Herzen liegt, und dass Sie das tun, was in Ihren Kräften steht. Soll ich da jetzt wirklich nochmals mit einer Predigt kommen?

Etwas ratlos ging ich also daran, den heutigen Gottesdienst zur Schöpfungszeit vorzubereiten und blätterte im Materialheft der „oeku“. Und da begegnet mir dieser Text aus dem Jeremiabuch, den wir in der Lesung gehört haben. Mir ist beim Lesen, wie wenn sich meine inneren Fenster und Türen wieder öffnen würden. Wie wenn sich meine Ohren neu auf Empfang stellen würden, weil ein frischer, reinigender Wind durch sie hindurchweht. Wie kann es sein, dass ich diesem so schönen und starken Text noch nie begegnet bin? Ich staune und strahle, ich bin tief berührt und habe das Gefühl, dass für mich eine ganz neue Welt aufgeht – obwohl doch die Situation in Israel damals ganz ähnlich ist wie die Situation in unserer heutigen Welt und auf den ersten Blick keinen Anlass zu besonderer Hoffnung gibt.

In Israel ist eine lebensbedrohliche Dürre ausgebrochen. Seit Wochen hat es nicht mehr geregnet, es machen sich Hunger und Durst, Angst und Verzweiflung breit. Jeremia, der Prophet, ist mitten drin. Er ist mitten drin und hört und sieht – und erkennt mit einem Mal die Stimme Gottes, die zu ihm spricht, Sie erzählt ihm, was Gottes Augen sehen und was seine Ohren hören, was er ins Zentrum seiner Wahrnehmung stellt: Die Stadt und das Land und den Ackerboden. Die armen Leute und die wilden Tiere.

Gottes weit offene Ohren hören, wie das Land weint und klagt und wie die Stadt Jerusalem verzweifelt um Hilfe schreit.

Gottes weit offene Augen sehen, wie die Diener mit ihren Krügen durstig und müde von Zisterne zu Zisterne gehen und nirgends Wasser finden.

Sie sehen die Schmerzen des Ackerbodens, der zerrissen da liegt.

Sie sehen die armen Landarbeiter, die sowieso schon nichts haben und nun noch das Letzte verlieren.

Gottes mütterliches Herz wird weit vor Liebe und Schmerz, als er sieht, wie die Hirschmutter ihr Neugeborenes verlässt, weil sie weiss, dass es verhungern wird.

Und Gottes Barmherzigkeit fliesst über, als er die Wildesel und die Schakale sieht, deren Augen erloschen sind.

Gott sieht und hört, seine inneren Fenster und Türen sind weit offen. Und auch die inneren Fenster und Türen von Jeremia sind weit offen. Darum kann er wahrnehmen, was Gott sieht und hört. Und er wird zum Dolmetscher Gottes, zum Propheten, der Wahrheit verkündet und das ganze Volk in die Wahrheit hineinzieht.

Die Wahrheit Gottes, die er erkennt, ist keine Anklage, keine Vorschrift, keine Moralpredigt, keine Drohung. Die Wahrheit Gottes ist, zuerst einmal einfach die Augen und Ohren offen zu halten und versuchen, hinzuschauen und hinzuhören zu denen, die leiden und keine laute Stimme haben in dieser Welt: Die Armen, die Tiere, der Ackerboden. Zum Glück muss

niemand jederzeit alles und alle im Blick haben – das kann nur Gott. Doch so wie Jeremia in seiner Zeit an seinem Ort hört und sieht, so können auch wir in unserer Zeit und an unserem Ort sehen und hören. Das genügt.

So wird später auch Jesus Christus schauen und zuhören und sich an seinem Ort denen zuwenden, die ihn nötig haben. Und so werden danach in seiner Nachfolge viele andere ganz da sein, Menschen wie zum Beispiel Franz von Assisi oder Dorothee Sölle.

Aber ist das nicht doch ein bisschen wenig? Schauen und hören und zugewandt sein? An dem Ort, an dem wir leben?

„Du bist ein Gott, der mich sieht“, so bekennt Hagar in der Wüste.

„Ich habe das Klagen meines Volkes gehört und ihre Unterdrückung gesehen“, sagt Gott zu Mose.

Hagar und Mose erleben Gott als einen, der eingreift, der schützt und in die Freiheit führt.

Jeremia und sein Volk erleben Gott ganz anders. Ratlos und verwirrt sagen sie zu ihm:

„Warum bist du wie ein Fremder im Land

und wie ein Wanderer, der einkehrt, nur um zu übernachten?

Warum bist du wie ein Hilflöser,

wie ein Held, der nicht helfen kann?“

Ja, du Gott, wenn du doch das Weinen der Städte und den Schmerz des Landes hörst, wenn du doch die Verzweiflung der armen Leute und die erloschenen Augen der wilden Tiere siehst – warum stehst du ihnen und uns nicht bei? Willst du nicht? Kannst du nicht?

Wieviele Menschen fragen sich das auch in der heutigen Zeit. Wo ist Gott zu finden? Lässt er uns im Stich, gerade dann, wenn wir ihn am nötigsten haben? Warum greift er nicht ein wie bei Hagar, wie bei Mose?

Der Text im Jeremiabuch, der auf unsere Lesung folgt, gibt auf dieses Rufen und Fragen eine verstörende Antwort. Denn Gott sagt zu Jeremia: Die Dürre ist eine Strafe für die Sünden des Volkes. Sie haben sich an andere Götter gehängt, sie sind hoffnungslos verloren, ich erbarme mich nicht und ich bringe noch weiteren Tod und weiteres Elend über sie.

Verstörend ist das, und in meinen Ohren zutiefst ungerecht. Denn sicherlich gab es schon damals, genau so wie heute, Menschen, die ehrlich versuchen, nach dem Willen Gottes zu leben. Warum sollen auch sie bestraft werden? Und noch weniger verstehen kann ich, dass nicht nur alle Menschen leiden sollen, sondern auch der Erdboden, die Hirsche, Wildesel und Schakale. So wie auch in der heutigen Zeit jahrtausendealte Städte zerbombt werden, Flüsse vergiftet und Tiere gequält werden. Was können sie für die Gewalt der Menschen?

Nein, Gott als einen zu verstehen, der alle gleichermassen bestraft, ist für mich verstörend und zutiefst ungerecht. Ich glaube, es macht Gott kleiner, als er ist, und wird dem Volk und seinem Verhalten nicht gerecht. Nicht von ungefähr haben in späteren Zeiten immer wieder Menschen gegen diese Vorstellung von Schuld und Strafe protestiert. Ja, sogar im gleichen Jeremiabuch lesen wir ein paar Kapitel später:

Gott spricht:

Ich denke an euch, mein Volk.

Meine Gedanken sind Gedanken des Friedens
und nicht des Unglücks.

Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben.

Spannend wäre es, diesen so unterschiedlichen Vorstellungen weiter nachzugehen – doch für heute möchte ich bei den ersten neun Versen des 14. Kapitels bleiben und mich von ihnen inspirieren lassen.

Sie also erzählen von einem Gott, der hinschaut und hinhört. Und sie erzählen von einem Propheten und seinem Volk, die sich einlassen auf Gottes Hinschauen und Hinhören und sich ansprechen lassen von ihm. Ja, das Volk lässt zu, dass die Fenster und Türen in seinem Inneren aufgehen, es stellt sich der Wahrheit und es stellt sich seiner Verantwortung.

Ver-Antwortung: Was für ein schönes Wort! Ich höre und sehe mit den Augen Gottes, und ich gebe darauf Antwort mit meinem ganzen Leben. In einer solchen Verantwortung werde ich nicht von Schuld angeklagt, kleingemacht und niedergedrückt. Im Gegenteil, ich richte mich auf, stehe hin, rede klar und deutlich. Das alles tun Jeremia und das ganze Volk. Sie stehen hin und sagen: Ja, Gott, wir haben gegen dich gehandelt und haben dir die Treue gebrochen. Du bist ein Gott des Lebens, doch wir haben uns weggewandt zu den Götzen des Todes. Wir haben dich wie einen Fremden behandelt, wie einen flüchtigen Gast, der nichts mit uns zu tun hat. Wir haben dich nicht erkannt, obwohl du doch in unserer Mitte bist. Wir haben dich als schwach und hilflos empfunden, weil wir uns selber schwach und hilflos gemacht haben und unsere Stärke und unsere Möglichkeiten nicht wahrnehmen wollten. Doch nun übernehmen wir Verantwortung für das, was wir tun – übernimm doch auch du wieder Verantwortung für uns.

Wenn ich dieses Gebet lese, so scheint es mir, dass ganz zart, ganz überraschend und ganz versteckt ein völlig neues Gottesbild aufscheint. Das Bild eines Gottes, der selber mitleidet mit seinen Geschöpfen, der machtlos ist, und doch gleichzeitig ganz aufmerksam und präsent, und der den Menschen viel zutraut. Er zeigt sich so, wie es viel später auch in der christlichen Tradition wieder aufgenommen wurde: Gott wird Mensch auf dieser Welt, ein Mensch, der leidet und einen ungerechten Tod stirbt, aber auch ein Mensch, der stark und aufrecht ist und alle seine NachfolgerInnen stark und aufrecht macht. Nicht ein einsamer, allmächtiger Gott, der von oben her eingreift, sondern ein Gott, der sich von unten her nach Antwort und Ver-Antwortung sehnt, nach Liebe und nach Gemeinschaft. Sehr eindrücklich hat das einmal die deutsche Theologin Dorothee Sölle beschrieben. Sie sagt:

„Die kirchliche Tradition, in der ich verwurzelt bin, ist die protestantische. Sie prägt den Menschen ein: Gott liebt dich, Gott beschützt dich, Gott wärmt dich. Dabei übersieht sie oft, dass jede lebendige Liebe eine gegenseitige Liebe ist. Ich muss zugleich sagen können: Ich liebe Gott, ich beschütze Gott, ich wärme Gott – denn wenn er unsere Welt ansieht, ist ihm wohl auch manchmal kalt... Die jüdische Tradition sagt klar, du sollst Gott deinen Herrn, über alle Dinge lieben, mit all deiner Kraft, all deinem Vermögen. Das ist das allererste Gebot, und genau dieses Gebot geht bei uns so oft vergessen.“

Das Gebet des Volkes endet mit dem Ruf: „Verlass uns nicht!“ Doch das ist eigentlich nicht ganz richtig übersetzt. Denn das Wort, das hier verwendet wird, bedeutet in der Grundform „ausruhen“, „abwarten“, „schlafen“. Genauso gut könnte man also übersetzen: Lass uns nicht ausruhen! Lass uns nicht abwarten! Lass uns nicht schlafen!

Ich finde das eine erstaunliche, überraschende, ja sogar eine humorvolle Pointe. Am Anfang unseres Textes steht das Sehen, Hören und Wahrnehmen. Daraus entsteht die Einsicht des Volkes, dass es Verantwortung übernehmen kann und will. Daraus entsteht die Erkenntnis, dass Gott nicht von aussen her handelt, sondern gemeinsam mit seinen Menschen, in gegenseitiger Liebe. Und daraus entsteht am Schluss die Bitte des Volkes, Gott möge sie doch auch weiterhin in Bewegung halten, sie nicht ausruhen, sondern verantwortlich weitergehen lassen. Wenn ich diesen Glaubens- und Lebensweg von Jeremia und dem ganzen Volk mitgehe, spüre ich, wie sich mein Ärger, mein Überdruß und meine Hilflosigkeit in Freude, Schwung und Kraft wandelt. Ja, ich möchte meine inneren Fenster und Türen öffnen und hinschauen. Nicht überall hin, aber dorthin, wo ich mich von Herzen verbinden kann. Und in dieser Verbindung mit Menschen, Tieren und den Elementen kann ich fröhlich das tun, was ich kann – im Vertrauen darauf, dass auch andere überall in unserer Gemeinde und auf der Welt das tun, was sie können. Im Wissen darum, dass Gott in unserer Mitte ist, als eine Kraft, die Liebe gibt und sich nach Liebe sehnt.

Amen.